

HERBERT ROSENDORFER

Deutsche Geschichte

HERBERT ROSENDORFER

Deutsche Geschichte

Ein Versuch

Friedrich der Große, Maria Theresia
und das Ende des Alten Reiches



Mit 3 Übersichtskarten

NYMPHENBURGER

*Manfredi de Polzer
freundschaftlich und dankbar
gewidmet*

Ein ausführliches Register befindet sich
am Ende des Buches.

© 2010 nymphenburger in der F. A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München.

Alle Rechte vorbehalten.

Abbildung Seite 33 aus Wolfgang Hildesheimer,
Mitteilungen an Max, Frankfurt 1992, S. 39.

Mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags.

Schutztumschlag: Wolfgang Heinzel

Schutztumschlagmotiv: Felix Weinold

Karten: Kartografie und Grafik, E. Radehose, Schliersee

Satz: Ina Hesse

Gesetzt aus 11/13,5 Stempel Garamond

Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-485-01310-9

www.nymphenburger-verlag.de

»Es ist irgendwo gesagt: daß die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, und wann war wohl eine Epoche, die dies so notwendig machte, als die gegenwärtige!«

GOETHE AN SARTORIUS AM 4.2.1811

»Das Wachsende, gut oder nicht, tritt an die Stelle des Fallenden, um über kurz oder lang selber ein Fallendes zu sein.
Das ist ewiges Gesetz.«

THEODOR FONTANE

»Der Rabe Ralf ruft schaurig: ›Kra!
Das End' ist da! Das End' ist da!‹«

CHRISTIAN MORGENSTERN

»So stürzt durch das Schicksal
Alles zum Schlimmeren fort ...«

(VERGIL, GEORGICA I, 199,
übersetzt von Friedrich Schlegel)

Damna damnis continuantur.

(TACITUS, AGRICOLA 41,3)

INHALT

I. TEIL

ERSTES KAPITEL 15

Gott verschwindet von der Bildfläche. Ist er nur unsichtbar oder ist er tot? Die Frage quirlt das ganze Geistesleben durcheinander, aber die Engel schicken doch eine unsterbliche Melodie in den Kopf eines Genies, und dann mündet alles ins Allgaier-Gambit.

ZWEITES KAPITEL 54

Die Sonne geht auf, weil man endlich im Lexikon nachschlagen kann, unter anderem, um zu erfahren, was die Enzyklopädisten, die Freimaurer, die Dichter und die, die vorgeben, den Sinn der Welt zu kennen, alles trieben.

II. TEIL

ERSTES KAPITEL 91

Ein junger Spund, der lieber alles andere geworden wäre als König und Feldherr, zeigt allen anderen »was ne Harke ist«.

ZWEITES KAPITEL 111

Es war keine »Vacatur« da, und ein König versucht kontrapunktisch, den alten Bach hereinzulegen, und währenddessen verbluten Tausende für ein Vaterland, das es da eigentlich noch gar nicht gab.

DRITTES KAPITEL 136

Um einen philosophischen Menschenverächter, der vielleicht trotzdem ein wirklich GROSSE R war.

VIERTES KAPITEL 167

Eine Witwe weint ihrem verlorenen Spielzeug nach und bricht daher einen Krieg vom Zaun, hat aber alles gut gemeint. Und vom Sonnenfels-Waberl und der Sittenkommission.

FÜNFTES KAPITEL 191

Von Doppeladlern, Conventionsthälern, Universitäten und was sich da sonst alles getan hat, vom Olympier auf dem Donnerbalken und warum der Papst besser gegen CO₂ als gegen Kondome predigen sollte.

SECHSTES KAPITEL 222

Habsburg riß sich gern das herrenlos herumliegende Bayern unter den Nagel, aber der Alte Fritz weiß das zu verhindern.

SIEBTES KAPITEL 232

*Ein Kaiser, der sein Volk liebt, sein Volk aber nicht ihn.
Ein König, den sein Volk liebt, er aber seine Windhunde
und die Fugen von Johann Sebastian – und was an
Turbulenzen daraus wurde.*

III. TEIL

ERSTES KAPITEL 265

*Der Flügelschlag eines Schmetterlings kann, nach der
Chaostheorie, einen Staudamm zum Einsturz bringen.
Die Schneeschmelze in Frankreich lässt die alte Zeit
zusammenbrechen.*

ZWEITES KAPITEL 272

*Wieder einmal weiß man nicht, was gewesen wäre,
wenn oder wenn nicht, etwa wenn ein Kaiser, der ein
heimlicher Revoluzzer war, nicht so früh gestorben
wäre.*

DRITTES KAPITEL 280

*Im Nachhinein war es jedem und allen klar: Es kam,
wie es kommen mußte. Die Revolution beginnt,
ihre Kinder und ihre Väter zu fressen.*

VIERTES KAPITEL 287

*Ein Olympier zieht ins Feld. Das hilft auch nichts mehr.
Ein Heer von zerlumpten »Ohnehosen« lehrt dem or-
denssternengeschmückten Feldherrn das kalte Grausen.*

FÜNFTES KAPITEL 309

*Ein König verliert seinen Kopf, wobei es fraglich ist,
ob er vorher einen hatte. Ein kleiner Leutnant aus einer
fernen Insel hebt etwa gleichzeitig den seinen über den
Tellerrand. Er wird sehr bald alles auffressen, was auf
dem Teller liegt.*

SECHSTES KAPITEL 322

*Die Hohenzollern in Preußen bringen keinen alten Fritz
mehr hervor, koppeln sich aber erfolgreich vom Reich
ab, welchem Beispiel mancher kleinerer Potentat folgt.*

SIEBTES KAPITEL 334

*Ein Heros im Reich der Musik zerreißt wütend das
Titelblatt einer Symphonie, und ein Heros der Weltge-
schichte jagt die alten Hasen auf dem Kontinent durch
Sonne und Mond.*

ACHTES KAPITEL 344

*Alles neu macht die neue Zeit. Es gibt auf einmal
Meter und Zentimeter und sogar einen neuen, höchst
unpraktischen Kalender. Und es setzt sich die Ansicht
durch, daß alles, was neu, auch besser ist.*

NEUNTES KAPITEL 355

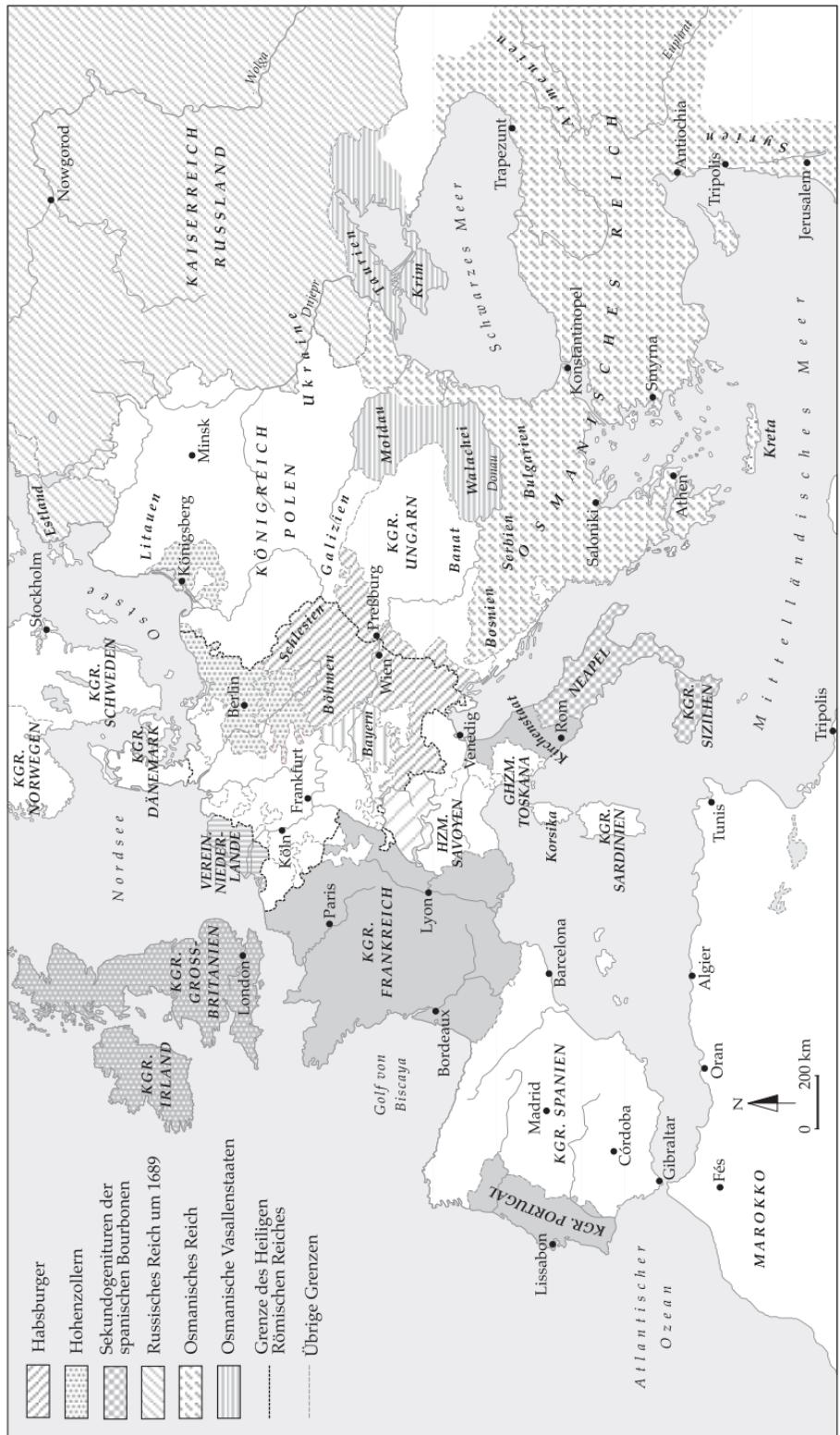
*Napoleon rüttelt am morschen Gerüst des alten Reiches,
bricht einige Stützen heraus, zimmert damit einen
»Rheinbund« zusammen und verursacht so das
finale Wanken des »Heiligen Römischen«.*

ZEHNTES UND LETZTES KAPITEL 361

*Ein tausendjähriges Reich geht zugrunde, versickert
im Strom der Ereignisse. Ein neuer Kaiser hat vergessen,
seine Hose anzuziehen.*

PERSONENREGISTER 369

SACHREGISTER 376



I. TEIL

Europa im Zeitalter des Absolutismus (um 1740)

ERSTES KAPITEL

Gott verschwindet von der Bildfläche. Ist er nur unsichtbar oder ist er tot? Die Frage quirlt das ganze Geistesleben durcheinander, aber die Engel schicken doch eine unsterbliche Melodie in den Kopf eines Genies, und dann mündet alles ins Allgaier-Gambit.

Irgendwann zwischen April 1767 und Herbst 1769 begab sich der Literat, Kritiker, Dichter und als Verfasser der Komödie »Minna von Barnhelm« bekannt gewordene Gotthold Ephraim Lessing, der damals für kurze Zeit in Hamburg lebte, wegen eines Augenleidens zu einem Arzt namens Johann Albert Hinrich Reimarus. Lessing blieb nicht nur Patient, er wurde Freund des Hauses Reimarus. Des Arztes Schwester Elise wurde und blieb einer der wichtigsten Freunde (!) Lessings. Den Vater der Geschwister, den Theologen, Philosophen und Lehrer der orientalischen Sprachen in Hamburg, Hermann Samuel Reimarus, lernte Lessing wohl gerade nicht mehr kennen, der starb 74jährig 1768. Jedoch entweder der Sohn oder die Tochter übergab Lessing ein Konvolut von Blättern, ein Manuskript, das der alte Reimarus hinterlassen hatte. Lessing las es und war davon nicht nur fasziniert, sondern förmlich überwältigt. Es muß so gewesen sein, daß Lessing hier etwas vor sich hatte, was seine eigenen theologischen und philosophischen Gedanken auf das vollkommenste ausdrückte. Was Reimarus da geschrieben hatte, war Lessing aus der Seele gesprochen.

1769, Lessing war eben 40 Jahre alt, nahm er den, wie er

hoffte, ruhigen, gesicherten Posten eines herzoglich-braunschweigischen Bibliothekars in Wolfenbüttel an. (Die noch heute, zum Teil im damaligen Zustand erhaltene Bibliothek ist eine Wallfahrtsstätte für jeden Literaturfreund.) Das Reimarus-Manuskript nahm er mit. Nach längerem Zögern und entgegen dem Rat seiner Freunde Moses Mendelssohn und Christoph Friedrich Nicolai entschloß sich Lessing zur – vorerst teilweisen – Herausgabe des Werkes, und zwar behauptete Lessing, er habe das Manuskript in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden, der Verfasser sei unbekannt. Der Inhalt der Schrift war Lessing zu wichtig, als daß sie ungelesen im Archiv verstaube. 1774 und wieder 1778 veröffentlichte Lessing in seiner bibliothekseigenen Schriftenreihe (die nicht der Zensur unterlag) größere, zusammenhängende Teile der Reimarus-Schrift unter dem Titel »Aus den Papieren des Ungenannten« und »Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten«. Lessing kommentierte die Fragmente unter der Überschrift »Gegensätze des Herausgebers«, wo er zum Teil – vielleicht aus Vorsicht und zum Schutz – auf Distanz zu den »Ungenannten« Theorien ging.

Schon die Veröffentlichung des ersten Fragments schlug ein wie eine Bombe. Von katholischer Seite kam keine Reaktion, dort hielt man sich an die dumpfe Maxime »Nicht einmal ignorieren«. Aber von orthodoxer lutherischer Seite hagelte es Proteste. Der reaktionäre Hamburger Hauptpastor Goeze jaulte auf, was Lessing zu einer Schrift »Anti-Goeze« veranlaßte, der Herzog von Braunschweig zitierte Lessing zu sich, maßregelte

ihn usw. Letzten Endes allerdings blieb Lessing unbekannt. Die Autorschaft Reimarus' wurde erst 1821 offenbar, die vollständigen Schriften erst 1972 herausgegeben.

Reimarus räumte in einem nicht anders als erfrischend zu nennenden Rundumschlag, ohne die Bedeutung, den Wert und die Würde der Lehre Jesu anzutasten, mit allem auf, was sich im Lauf der Jahrhunderte an dieser Lehre angekrustet hatte: die »Wunder« Jesu, seine Ver göttlichung, die Auferstehung, die Dreifaltigkeit, die Geburt durch eine Jungfrau und dergleichen, was der Vernunft widerspricht. Es ist sogar ein gewisser markionitischer Zug zu bemerken, indem Reimarus die Verbindlichkeit des Alten Testaments für das Christentum relativierte. (Markion war ein beachtlicher Theologe der Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert. Er leugnete eben den Wert des Alten Testaments und gilt als Häretiker.)

Die Weltvorstellung der abendländischen Kulturen war über tausend Jahre lang ein geschlossenes System, in dem nur in den von der Kirche, nach Luther in von den Kirchen erlaubten Bahnen gedacht werden durfte. Diskutiert wurden nur Probleme innerhalb des Systems, etwa: wie viele Engel auf der Spitze einer Nadel sitzen können oder ob mittels Klistiers eine Nottaufe im Mutterleib vorgenommen werden darf oder ähnliche Spitzfindigkeiten. Das System selber wurde nicht in Frage gestellt. Es bedurfte erheblicher Anstrengung, die Schwelle nach außen zu überwinden. Von England ging der *Deismus* aus, dessen Anhänger an einen körperlosen, immateriellen Gott glaubten, die anthropomor-

phen Gottesvorstellungen der Amtskirchen (»der da oben mit dem langen Bart«) verworfen und sich erlaubten, frei zu denken: die Namen Lord Cherbury, Thomas Browne, vor allem John Locke (»The Reasonableness of Christianity«, 1695) sind mit dieser Geistesrichtung verbunden, die dann von großer Auswirkung auf die französischen Enzyklopädisten und Freidenker des 18. Jahrhunderts war: Montesquieu, Diderot, Voltaire, Rousseau, mit Verzögerung von einem halben Jahrhundert auch auf das Geistesleben in Deutschland. Obwohl Lessing die Reimarus-Fragmente, dieses Grundbuch des deutschen Deismus, nicht geschrieben hat, nur herausgegeben, hat er das Verdienst, der Aufklärung in Deutschland Bahn gebrochen zu haben. (Die Feinheiten, daß sich von den Deisten die Theisten abgespalten haben, sollen hier nicht weiter ausgebreitet werden.) Aber abgesehen davon ist Lessing der eigentliche Anbeginn der deutschen Literatur. Im Gegensatz zu anderen Literaturen reicht die Lesbarkeit der deutschen Literatur nicht sehr weit zurück. Der Engländer liest Chaucer († 1400) mit wenig Schwierigkeiten im Original, von Shakespeare († 1626) ganz zu schweigen, der Italiener liest Dante († 1321), der Spanier Cervantes († 1616), der Franzose seine Klassiker des 17. Jahrhunderts, auch wenn er dabei vielleicht gähnt. Die deutsche Literatur vor 1750, selbst eine sprachliche Potenz wie Gryphius, ist dagegen nur schwer, kaum ohne Kommentar und nur mit Kenntnis der barocken Sprache zu lesen. (Eine Ausnahme macht vielleicht bis zu einem gewissen Grad Grimmelshausen.) Aber ab 1750 ging es, salopp gesagt, los, als ob ein Damm gebrochen wäre.

Das halbe Jahrhundert, dessen Darstellung dieses Buch gilt, brachte die erste Blüte der deutschen Literatur mit sich, und sie hörte (und hört hoffentlich bis heute) nicht auf zu blühen.

Lessing (1729–1781) schob diese Entwicklung nicht nur durch seine theoretischen Schriften (»Hamburgische Dramaturgie«, 1767 ff.), sondern auch praktisch durch seine von ihm – mit Recht – als mustergültig gedachten Theaterstücke an, allen voran die immer noch springlebendige »Minna von Barnhelm« (1767) und »Nathan der Weise« (1779), sozusagen ein Kompendium der deutschen Aufklärung in Versform.

Zum Umkreis und Freundeskreis Lessings zählte der schon genannte Friedrich Nicolai (1733–1811), Buchhändler und Verleger in Berlin, der weniger durch seine oft satirischen Werke als durch sein publizistisches Wirken bedeutend war und als der wichtigste Repräsentant der deutschen Aufklärung galt. Mit Nicolai und Lessing befreundet war der ebenfalls erwähnte Philosoph Moses Mendelssohn (1729–1786), ein Sohn ganz armer Juden, der es durch Fleiß und eiserne Disziplin nicht nur zu überragender Bildung, sondern auch zu Ansehen und sogar Reichtum gebracht hat. Er war ein aufgeklärter Geist, der aber seine jüdisch-religiösen Wurzeln nicht verleugnete. Sein Lebenslauf ist das schönste Zeugnis, das der toleranten, freien Ära im Preußen Friedrichs des Großen ausgestellt werden kann.

Oft in einem Atemzug werden Johann Gottfried Herder (1744–1803) und Christoph Martin Wieland (1733–1813) genannt, weil beide zeitweilig im Strahlenkranz des Goetheschen Weimar lebten, Herder als General-

superintendent (also etwa evangelischer Bischof); vor allem dessen Volksliedsammlungen und -übertragungen waren von Einfluß. Wieland war gewissermaßen Schüler dessen, der damals als Übervater der deutschen Literatur galt: Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803). Sein an Miltons »Paradise Lost« angelehntes gewaltiges Versepos »Der Messias« war eine Sensation. Es erschien quasi in Fortsetzungen, und die Literaturenthusiasten warteten vor den Druckereien, daß endlich der nächste Bogen noch druckfrisch den Drucker aus den Händen gerissen werden konnte. Schon die nächste Generation verstand diese Begeisterung nicht mehr, und Christian Dietrich Grabbe (1802–1836), der längst in die nächste Literaturperiode zu zählen ist, läßt in seiner Komödie »Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung« den Teufel als Schlafmittel einige Verse aus dem »Messias« lesen, worauf er tatsächlich, noch ein paarmal das Versmaß murmelnd, einschläft. Klopstocks gigantische Dramen, zum Beispiel »Die Hermannschlacht«, in dem in der ersten Szene nicht weniger als zwölf harfespielende Barden auftreten, sind nur noch als unfreiwillig komisch zu genießen.

Völlig lebendig geblieben dagegen sind die Sprüche, Aphorismen, Gedankensplitter des Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), die er, ohne Absicht, sie je herauszugeben, in seinen »Sudelbüchern« gesammelt hat. Mit beißendem Spott beäugte und kommentierte er alle menschlichen Untugenden. »Er las versehentlich immer Agamemnon statt Angenommen, so gebildet war er.« Lichtenberg war eigentlich Physiker und Astronom. Ein epochemachendes Werk war seine

»Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche«, und sein Spott galt vor allem dem übertriebenen Genialitätskult des später so genannten »Sturm und Dranges«, zu dem Friedrich Maximilian Klinger (1752–1831, Verfasser eines »Faust«-Dramas vor Goethe), Konrad Michael Reinhold Lenz (1750–1792), Friedrich »Maler« Müller (1750–1825), Heinrich Leopold Wagner (1747–1783) und viele andere gehören. Sie schrieben damals Gedichte und erfolgreiche Dramen, in mißverstehender Begeisterung für Shakespeare voll von Schicksal, dräuendem Unheil, edlen Jungfrauen und grausigen Intriganten. Die Bezeichnung »Sturm und Drang« stammt vom Titel eines Dramas von dem oben erwähnten F. M. Klinger, welcher Titel allerdings nicht von ihm, sondern von einem Theaterdirektor ist, ursprünglich hieß das Stück – auch schön – »Wirrwarr«. *Wild* heißt bezeichnenderweise eine Hauptperson, und die schreit beim Auftritt: »Heida! Nun einmal in Tumult und Lärm, daß die Sinnen herumfahren wie Dachfahnen beim Sturm.«

Es ist nicht zu leugnen, daß auch Schillers »Räuber« und Goethes »Götz von Berlichingen« im kraftgenialischen Fahrwasser dieser Bewegung segelten, welches Fahrwasser dann in die Romantik mündete, die von Goethe von seinem Olymp herab verachtet wurde, aber nicht mehr in die vorliegende Betrachtung gehört.

Die Kehrseite des »Sturm und Dranges« und wohl unteilbar zugehörig ist die »Empfindsamkeit«, und es ist schwer zu entscheiden, ob der mit heutigem Modewort zu bezeichnende »best-seller« der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Goethes »Werther«, zum einen

oder zum andern zu zählen ist, wahrscheinlich gleichermaßen zu beiden.

»Die Leiden des jungen Werthers« (so der später allerdings von Goethe selber in »Werther« korrigierte Originaltitel) erschien erstmals 1774 im Verlag Weygand in Leipzig. Goethe war 25 Jahre alt und lebte nach seiner turbulenten Studienzeit in Straßburg und Leipzig wieder zu Hause in Frankfurt. Er verwob in dem schmalen, in heutigen Ausgaben knapp über 100 Seiten umfassenden Roman (eher eine längere Erzählung) eigene Herzensturbulenzen mit dem unseligen, durch Selbstmord endenden Geschick des jungen Legationssekretärs Jerusalem, den er – flüchtig – in seiner Zeit als Praktikant am Reichskammergericht in Wetzlar kennengelernt hatte. Das Werk traf offensichtlich dermaßen sowohl den empfindsamen als auch den seelisch-dämonischen Zeitgeschmack, so als habe die Welt nur auf diesen zündenden Funken gewartet, daß Goethe mit einem Schlag berühmt war.

Es ist unwahrscheinlich, daß der Erbprinz Karl August von Sachsen-Weimar ohne das Aufsehen, das dieser Roman erweckt hat, schon so früh auf Goethe aufmerksam geworden wäre. Karl August, inzwischen regierender Herzog, hat den erst 26 Jahre alten Dichter an seinen Hof berufen, ihn später zum Geheimrat und Minister ernannt und adeln lassen. Goethe hat diese Ämter nicht als Sinekuren innegehabt, er, der ja Jurist war, hat sie tatsächlich ausgeübt, und zwar gewissenhaft, und er hat nicht selten seine dichterischen Arbeiten hinter die Amtspflichten zurückgestellt, sogar bis ins hohe Alter. Der Roman Goethes hatte noch andere Folgen zur Zeit

seines Erscheinens. Selbst, so grausig dies ist, der Selbstmord wurde Mode, die männliche Jugend kleidete sich in Werther-Fräcke in Blau und Gelb, die literarische Nachahmung blühte, auch die Parodie. Schon 1775 schrieb der oben erwähnte Friedrich Nicolai eine Satire »Die Freuden des jungen Werthers«. Goethe war »not amused«, auch von seinem eigenen »Werther« nicht mehr, und schrieb:

»Vor Werthers Leiden
Mehr noch vor seinen Freuden
Bewahr' uns, lieber Herre Gott.«

Goethe war auf dem Weg ganz woandershin. Gut das halbe Jahrhundert, das in diesem Buch erzählerisch behandelt wird, umfaßt das Wesentliche an Goethes gewaltigem Werk und damit an Klassizität der deutschen Literatur, wozu freilich nicht minder das Werk Schillers zählt, bei dem sogar dessen Lebensdaten (1759–1805) fast mit dem hier dargestellten Zeitraum übereinstimmen.

Dem – ich schrecke vor dem Wort nicht zurück – Kosmos Goethe hier auf kurzem Raum gerecht zu werden ist unmöglich. Schon allein seine Lebensspanne ist beachtlich. Als Kind erlebte er eine der letzten Kaiserkrönungen mit mittelalterlichem Zeremoniell, als er starb, fuhr zwischen Stockton und Darlington in England die erste Eisenbahn. Er ging den Weg vom Bürgerschreck und empfindsamen Idylliker zum abgeklärten Olympier in einer Zeit, die er nicht mehr verstand, wurde zum Denkmal seiner selbst. (Ein Vorgang, der sich gut ein Jahrhundert später in der Musikgeschichte bei Richard Strauss wiederholt.) In Egon Friedells köstlichem Sketch »Goethe« wird der für kurze Zeit als Geist

zurückgekehrte Geheimrat gefragt, was er für sein Hauptwerk halte, und »Goethe« antwortet wie selbstverständlich: »Die Farwelehr«. Er hat wirklich sehr viel von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten gehalten. Geblieben davon sind die Entdeckung des Zwischenkieferknochens und aus der »Farbenlehre« allenfalls die Gedichte. Aber das alles, auch seine mehr als nur talentierten Zeichnungen, seine Gespräche, seine Briefe, nicht zuletzt seine juristische Tätigkeit, die er sehr ernst nahm, zeugen in der Tat von einer genialen Weltumspannung, die uns noch dazu das unbegreifliche Sprachkunstwerk der »Iphigenie« und den allumfassenden Zitatenschatz »Faust« beschert hat. Der Einfluß dieses Stromes an Geistesbewegung, den Goethe bewirkte, ist in der Literaturgeschichte, und nicht nur der deutschen, bis heute bemerkbar, und sei es durch Provokieren von Gegensätzlichem. Die – zumindest zeitweilige – Weltgeltung der deutschen Literatur verdankt diese Goethe. Der »Werther« ist im China des beginnenden 21. Jahrhunderts das meistgelesene fremde Werk.

Wer in Weimar das großbürgerlich-olympische Haus des Geheimen Raths v. Goethe auf dem Frauenplan besucht und danach das bescheidene, rührend kleine Heim der Familie Schiller, wundert sich über diesen Unterschied. Schillers Bett steht noch da, einfacher kann ein Bett gar nicht sein, nur sehr lang ist es. Schiller war zwei Meter groß. (Goethe war eher klein, die Größenverhältnisse auf dem Goethe-Schiller-Denkmal vor dem Nationaltheater stimmen nicht.) Schiller, in ewigen unverschuldeten Geldverlegenheiten, rang seine Werke,

es ist nicht anders zu sagen, seinem stets maroden Körper ab, verschließt sich, erfuhr das, was viel später Frank Wedekind als Definition des Glücks betrachtete: »Seinen Anlagen gemäß verbraucht zu werden.« Allerdings so schnell hätte es, meint der Nachgeborene, bei Schiller nicht zu sein brauchen. Den »Demetrius«, der so wunderbar schöne Stellen aufweist, hätte er schon fertig schreiben dürfen. Schiller ist nicht nur eine der größten, er ist auch eine der liebenswürdigsten Figuren der Literaturgeschichte.

Das Schillerarchiv in Marbach, dem Geburtsort Schillers, verwahrt neben auffallenderen Zimelien einen unscheinbaren Zettel, auf dem nichts anderes steht als, von Schillers Hand, die Titel der Dramen, die er zu schreiben beabsichtigte: »Maria Stuart«, »Jungfrau von Orléans«, »Braut von Messina«, »Wilhelm Tell« – nacheinander durchgestrichen, wenn er sie fertig diktiert hatte, ganz einfach abgehakt. Er hatte wenig Zeit und wußte es. Die vier letzten Dramen schleuderte er förmlich aus sich heraus im Lauf nur der Jahre 1800 bis 1804. Daneben vernachlässigte er seine Verpflichtung als Hochschullehrer nicht. Wenn auch das zitierende »Schon Goethe sagte ...« seine Berechtigung hat, ist doch Schiller der Dichter, dem – selbstverständlich ungewollt – wohl die meisten Zitate gelangen, von »Durch diese hohle Gasse ...« bis »Vor Tische las man's anders ...« –, in welcher Disziplin er sogar Wilhelm Busch auf den, schätze ich, zweiten Platz verwies.

Wer die Briefe Mozarts, selbst die Goethes im originalen Wortlaut liest, wundert sich über die eigenwillige Rechtschreibung, die krause Interpunktions, die kunter-

bunte Groß- und Kleinschreibung – gar nicht zu reden von den Schreibweisen barocker oder noch früherer Literatur, etwa der Luther-Bibel. Erst im Zeitalter der Aufklärung hatte man das Bedürfnis, der Deutlichkeit wegen allgemein verbindliche Regeln zu finden. Das geschah keineswegs von Staats wegen wie bei der umstrittenen Rechtschreibreform unserer Zeit, sondern aufgrund privater Initiative. Johann Christoph Adelung (1732–1806), evangelischer Theologe, Sprachforscher und Schullehrer, war der erste, der eine deutsche Sprachlehre herausgab: das von 1774 an erscheinende »Grammatisch-kritische Wörterbuch der hochdeutschen Mundart«, dem er noch mehrere ähnliche Werke, auch eine Stilkunde folgen ließ. (Der Ausdruck »Mundart« für das Hochdeutsche berührt seltsam, das ganze Werk aber war höchst verdienstvoll.) Der »Adelung« galt noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als Richtschnur, wurde dem Unterricht in den Schulen zugrunde gelegt. Goethe, der in Orthographie und Interpunktion schwach war, gab seinem Verleger Cotta die Anweisung, seine Manuskripte entsprechend Adelungs Regeln zu korrigieren.

*

Wie schon festgestellt, war Goethe nichts so zuwider wie die Romantik. Was Romantik eigentlich ist, weiß niemand, und ob nicht etwa Goethes Gedicht an den Mond der genuinste Ausdruck der Romantik ist, bleibe dahingestellt. Das Mondlicht, die Mühle am Bach, der Brunnen am Dorfplatz, die Burgruine, der ferne Klang

des Waldhorns und der Seufzer der Liebenden: »Alles, was Sehnsucht weckt, das ist romantisch.« (Ich kenne leider den Autor dieses trefflichen Wortes nicht. Weiß ihn ein Leser, möge er es mir bitte mitteilen.)

Für Goethe allerdings war Romantik nur die Unordnung. Wenn auch diese Unordnung erst im ersten Drittelf des 19. Jahrhunderts und also außerhalb dessen, was hier behandelt werden soll, die kulturelle Welt durchschüttelte, darf nicht übersehen werden, daß die Wurzeln der Romantik tiefer in die Zeit hinunterragen, als man so obenhin meint. Die Brüder Schlegel, dann der Erzromantiker und damit Zielscheibe von Goethes Zorn Ludwig Tieck, Novalis, Kleist, Brentano, Arnim sind alle im letzten Drittelf des 18. Jahrhunderts geboren, ihre ersten Werke erschienen vor 1800, das Leitbuch der Romantik, Tiecks »Franz Sternbalds Wanderungen«, kam 1792 heraus. Ihr kulturgeschichtlicher Flügelschlag entfaltete sich freilich erst eine Generation später. Eine Ausnahme ist allerdings E.T.A. Hoffmann, mit dessen Namen sich romantische Vorstellung vor allem verknüpft. Er gehörte zwar auch zu jener Generation, seine literarischen Veröffentlichungen und damit seine Wirksamkeit setzten jedoch erst nach 1810 ein. Ein weiterer Sonderfall ist der sich Jean Paul nennende literarische und auch andere Sonderling Johann Paul Friedrich Richter (1763–1825), dessen krauser Humor infolge von zeitbedingten sprachlichen Überkrustungen nicht mehr ohne weiteres genießbar ist, seinerzeit aber hoch geschätzt wurde und auch tiefere Gedanken verbirgt, als es aufs erste Lesen den Anschein hat.

Längst sind in diesem kurSORischen Rundblick nicht alle erwähnt, die damals ihre Namen in die Marmortafel des literarischen Ruhmes einritzen wollten, etwa der sperrige Johann Gottfried Seume (1763–1810), der um 1800 tatsächlich eine Fußreise aus Sachsen nach Sizilien unternahm und diese in seinem »Spaziergang nach Syrakus« beschrieb. Beim Rückmarsch machte er übrigens rasch noch einen Umweg über Paris. Zu Unrecht nur als Dichter der Ballade »Leonore« (»Leonore fuhr ums Morgenrot / empor aus wirren Träumen. / Bist untreu Wilhelm oder tot? / Wie lange willst du säumen?«) ist Gottfried August Bürger (1747–1794) im Gedächtnis geblieben.

Zwei Namen beherrschten das Theater in der Zeit, von der hier die Rede ist, nämlich Iffland und Kotzebue. August Wilhelm Iffland (1759–1814), der »Franz Moor« der Uraufführung der »Räuber« 1782, genoß den Ruhm als überragender Charakterdarsteller und Bühnenheros, auch als Theaterdirektor und Regisseur, und seine eigenen, heute vergessenen Stücke waren die Kassenmagneten ihrer Zeit (»Der Verbrecher aus Ehrsucht«, »Die Advokaten«, »Die Reise nach der Stadt«). August von Kotzebue (1769–1819), im Hauptberuf Jurist und Diplomat, war Verfasser zahlloser, zum Teil sicher seichter, aber stets gutgebauter Stücke, die seinerzeit an Erfolg etwa Goethes Dramen zum Ärger des Olympiers weit in den Schatten stellten. Als Theaterdirektor und -praktiker allerdings ließ der Olympier Kotzebues Stücke dennoch in Weimar aufführen. Kotzebues Andenken, auch sein literarischer Ruhm wurden bis in neuere Zeit geschmälert, weil er von einem

geisteskranken Deutschnationalen, der ihn für einen russischen Spion hielt, ermordet wurde. Da dieser Geisteskranke namens Sand im 19. Jahrhundert zum Nationalhelden stilisiert wurde, mußte Kotzebue folglich zum Bösewicht, zum Spion und Verräter gemacht werden. In Wirklichkeit hatte er nur als russischer Konsul pflichtgemäß politische Berichte verfaßt. In seinen Stücken, etwa in »Die deutschen Kleinstädter« oder »Die Erben«, finden sich Witz und Geist genug, um das Urteil über ihn zu revidieren.

*

Das liebste Kind des deutschen Geistes ist die Philosophie. Ob der große Kredit, der der Philosophie eingeräumt wird, berechtigt ist, mag dahingestellt bleiben. Man kann der Ansicht sein, daß sich die Philosophen von den Vorsokratikern angefangen bis zu den Strukturalisten redlich bemüht haben, den Sinn des Lebens zu finden und sogar zu erklären, auch daß jeder – häufig unter bissigem Verwerfen seiner Vorgänger – mühsam von vorn angefangen hat, die Welt zu verstehen, und diese mit weiteren dickeleibigen oder schmal-konzisen Werken beglückt hat, man kann aber auch der Meinung sein, daß eine Wissenschaft, die sich nunmehr fast 3000 Jahre lang abgeplagt hat, den Sinn des Lebens zu suchen, und ihn nicht gefunden hat, nichts taugt. Nun gut, vielleicht ist das nicht Schuld der Philosophen, vielleicht liegt es daran, daß es den Sinn des Lebens nicht gibt. Aber wenigstens diese Erkenntnis hätte man vielleicht finden können. Zu meinen und zu glauben, den

Sinn des Lebens gefunden zu haben, war den Philosophen immer gegeben, und noch jeder war von der Richtigkeit seiner Meinung, nicht selten bärbeißig, überzeugt.

Mit uhrwerkartig exaktem Tageslauf lebte der – wenn man den französisch schreibenden Weltmann Leibniz nicht rechnet – Ur- und Übervater der deutschen Philosophie, Immanuel Kant (1724–1804), in Königsberg, aus dem er nie herauskam (sich nie herauswagte), sozusagen ohne äußere Biographie und strickte in mühevoller Kleinarbeit sein philosophisches System, das er 1781 in der »Kritik der reinen Vernunft«, 1788 in der »Kritik der praktischen Vernunft« und 1790 in der »Kritik der Urteilskraft« niederlegte. Das nicht genug zu lobende alte Meyersche Lexikon schreibt so vorsichtig wie respektvoll: »Während er selber darauf verzichtete, die Resultate seines Denkens in ansprechender und allgemein verständlicher Form darzulegen, halfen andere Schriftsteller (...) die Kantschen Ideen in weite Kreise verbreiten.« Das heißt, die Kantschen Schriften sind schlichtweg unverständlich. Das liegt vor allem daran, daß Kant jeden Begriff anders benutzt als allgemein üblich, und auch das nicht immer einheitlich. Es geht schon mit dem Titel los. »Kritik« (Kant schreibt sie mit C) bedeutet nicht Kritik im (auch damals) landläufigen Sinn, sondern ungefähr: »Endgültige Lösung der Diskussion über ...« Was er unter »Vernunft« versteht, ist nicht ganz klar, vielleicht »das Vermögen der Erfahrung«, jedenfalls nicht Vernunft. Karl (oder Carl) Leonhard Reinhold (1757–1823), ein Wiener, der wegen seiner freimütigen Ansichten aus dem katholischen